Nr. 24. XXXII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Mittwoch, 14. Januar 1903.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

Die Etatsrede des Herrn v. Rheinbaben.

Die heutige Sitzung des Abgeordnetenhauses eröffnete der Präsident der vorigen Tagung v. Kröcher bei stark besetztem Hause. Er teilte zunächst mit, daß er anläßlich des Neujahrsfestes Sr. Majestät dem Kaiser und König die Glückwünsche des Hauses übermittelt habe. Sodann gedachte er der verstorbenen Abgeordneten v. Mendel-Steinfels, Virchow, Rickert, Zimmermann und Brandenburg und auch des früheren Mitgliedes des Hauses Abgeordneten v. Bennigsen. Das Haus ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von seinen Plätzen.

Es folgte die Präsidentenwahl. Auf Vorschlag des Abgeordneten v. Köller wurden der bisherige Präsident v. Kröcher sowie die Vizepräsidentrn Freiherr v. Heereman und Dr. Krause durch Zuruf wiedergewählt. Sie nahmen die Wahl mit Dank an.

Zu Schriftführern wurden gewählt die Abgeordneten v. Bockelberg, Immalle, Gördeler, Kittler, Weyerbusch, Schettler, Hagen und Jürgensen, zu Quästoren die Abgeordneten Lelocha und Busch.

Damit war das Haus konstituiert

Es folgte der zweite Punkt der Tagesordnung: Entgegennahme von Vorlagen der königlichen Staatsregierung.

Finanzminister Freiherr **v. Rheinbaben** überreichte dem Hause den **Staatshaushaltsetat** für das Jahr 1903/1904 sowie die Uebersichten über die Einnahmen und Ausgaben des Etatsjahres 1902/1903 und führte zur Erläuterung aus:

Der Fehlbetrag von 37½ Millionen Mark sei hauptsächlich auf den Rückgang in der Eisenbahnverwaltung zurückzuführen. Diese ungünstigen Verhältnisse, die schon 1901 sich bemerkbar machten, wirkten auch im folgenden Jahre nach. 1902 betrug die Mindereinnahme 43⅓ Millionen Mark weniger, als veranlagt war. Auch für das laufende Etatsjahr wird der Minderbetrag hinter der Schätzung zurückbleiben. Hierauf erörterte der Minister die Einnahmen aus den direkten Steuern und die preußischerseits zu leistenden Matrikularbeiträge, welche die Ueberweisungen sehr erheblich übersteigen.

Trotz der ungünstigen Budgetverhältnisse ist kein Anlaß vorhanden, trübe in die finanzielle Zukunft Preußens zu blicken. Eine gewisse Besserung macht sich allerdings schon jetzt bemerkbar. Der Minister streift die Lage der Landwirtschaft und das Abströmen der ländlichen Arbeitskräfte. Charakteristisch für die industrielle Lage sei die Abnahme der Kaufkraft des inneren Marktes und infolgedessen die steigende Abhängigkeit der heimischen Industrie von dem auswärtigen Markte. Der heimischen Eisenindustrie ist in dem gestiegenen Bedarf an Eisenschienen Nordamerikas eine ergiebige Abnahmegelegenheit geschaffen.

Allein gerade diese amerikanische Kundschaft bildet den dunkeln Punkt der deutschen Industrie, deren Lage prekär bleibt, so lange die Kaufkraft des inneren Marktes geschwächt ist, und dies wird sich nur dann ändern, sobald erst die Landwirtschaft wieder gesundet ist. Dies sei und bleibe die Hauptsache.

Im weiteren Verlaufe seiner Etatsrede kam der Minister dann auf die Ergebnisse der Eisenbahnverwaltung, auf die Schuldentilgung in Höhe von 300 Millionen Mark seit 1896 und auf die früheren Ueberschüsse der Eisenbahnverwaltung zu sprechen. Er gedachte der weisen Finanzverwaltung unter dem verstorbenen Minister Miquel und ging sodann auf das gegenwärtige Extraordinarium über, das das vorjährige um 11 Millionen übersteigt. Der Minister hielt an dem Satze fest, daß Preußens Finanzen im ganzen und großen unerschüttert seien.

Hierauf wandte sich der Minister einer Betrachtung über die preußische Domänenpolitik zu, die vornehmlich auf eine Stärkung des Domänenbesitzes im Osten hinauslaufe. Ferner erwähnte Herr v. Rheinbaben der Ausgaben zur Förderung der Fürsorge für die Arbeiter in Staatsbetrieben. Der Etatseinteilung folgend, erörterte nunmehr der Finanzminister die Ergebnisse der Staatsforstverwaltung. Zu der Verwaltung der direkten Steuern übergehend, bemerkte der Minister, daß sich der Voranschlag gegen früher nicht unerheblich gehoben habe.

Bei der Erörterung der Eisenbahnbetriebsverwaltung hob der Finanzminister hervor, daß die Mindereinnahmen von 36 Millionen Mark dem Rückgange in der Güterbeförderung zuzuschreiben seien. Trotz der im allgemeinen nicht befriedigenden Betriebsergebnisse dürfe die Verwaltung die für notwendig erkannten Mehraufwendungen nicht auf spätere Zeiten verschieben. Das wäre eine falsche Sparsamkeit, die sich dann bitter rächen würde. Herr v. Rheinbaben befürwortete die Schaffung eines Ausgleichungsfonds für die Eisenbahnverwaltung, um auf diese Weise die Schwankungen im Staatshaushalte infolge der schwankenden Einnahmen aus dem Eisenbahnbetrieb nach Möglichkeit abzuschwächen. Zu diesem Zwecke sind 30 Millionen Mark im Extraordinarium ausgeworfen.

Nach jener Abschweifung in das Gebiet der Reichsfinanzen kam der Finanzminister auf die preußische Politik zum Schutze des Deutschtums im Osten zu sprechen. Mit großer Entschiedenheit trat er für die Notwendigkeit der Errichtung eines Residenzschlosses in der Stadt Posen ein. Die Staatsregierung wird der bisher im Osten befolgten Schutzpolitik des Deutschtums unerschütterlich treu bleiben. Der preußische Adler, der dort schon lange horstet, wird den schwer errungenen Besitz festhalten und unter seinen Fängen schirmen.

Der Minister verzettelte schließlich seine Etatsrede auf die Erörterung von verhältnismäßig unbedeutenden Einzelheiten, die eigentlich mehr in die zweite Etatsberatung gehören als in eine einleitende, die großen Gesichtspunkte der Finanzlage hervorhebende Ministerrede zum Staatshaushalte.

Kaufmannsgerichte.

Der Gesetzentwurf betreffend Kaufmannsgerichte, der soeben dem Bundesrate zugegangen ist und schon am 1. April d. J. in Kraft treten soll, ist dazu bestimmt, eine in letzter Zeit von allen Seiten zugegebene empfindliche Lücke unserer Gesetzgebung auszufüllen. Am 25. Januar 1899 hat der Reichstag eine von nationalliberaler Seite beantragte Resolution, die für die Streitigkeiten zwischen Handlungsgehilfen und ihren Prinzipalen ein Verfahren, ähnlich wie das der Gewerbegerichte, verlangt, einstimmig angenommen.

Gegenwärtig erlangen die gewerblichen Arbeiter, wenn sie meinen, in ihren Lohnansprüchen ungerecht behandelt zu sein, vor dem Gewerbegericht eine schleunige Urteilsfällung, die unter Mitwirkung erwählter Vertreter der Arbeitgeber wie der Arbeiter unter einem unparteiischen Vorsitzenden mit nur geringen Gerichtskosten stattfindet. Die Handlungsgehilfen hingegen sind auf den langwierigen Weg vor dem Amtsgerichte angewiesen, welches, nur mit einem Juristen besetzt, häufig genötigt ist, kaufmännische Sachverständige zu vernehmen, und dessen Urteile weder so schleunig noch so billig noch so volkstümlich sind wie die der Gewerbegerichte. Handlungsgehilfen, die sich ungerecht behandelt glauben, versuchen in der Regel diesen mit Schwierigkeiten verbundenen Weg überhaupt nicht, und die Folge derartig erzwungener (wirklicher oder vermeintlicher) Ungerechtigkeit ist nicht die Zunahme friedfertiger Gesinnung, sondern die Anhäufung eines stillen Grolles.

War man daher einig, daß hier eine Abhilfe eintreten müsse, so gingen die Meinungen über die Wie auseinander. Unterstellung unter die bestehenden Gewerbegerichte verlangten vor allem diejenigen Gehilfenverbände, die sich das tatkräftige Eintreten für die Interessen ihres Standes besonders angelegen sein lassen, und zwar ohne Unterschied der politischen Richtung. Für den entgegengesetzten Weg, die Streitigkeiten dem Amtsrichter zu belassen, ihm aber kaufmännische Schöffen beizugeben, sind hauptsächlich die Rechtsanwälte eingetreten. Aus Gehilfenkreisen sind an den Reichstag zwei Petitionen in diesem Sinne gelangt, vom Verein der Handlungskommis von 1858 (Sitz Hamburg) und vom Verbande deutscher Handlungsgehilfen (Sitz Leipzig).

Die Prinzipale, die als Beisitzer von Gewerbegerichten schon jetzt Erfahrungen haben, erklären sich überall, wo sie zu Worte kamen, in Frankfurt a. M., Solingen, Berlin, ganz übereinstimmend für die Gewerbegerichte. Eine dritte Richtung, die besondere kaufmännische Schiedsgerichte verlangt, ist in der Oeffentlichkeit nicht gerade sehr stark hervorgetreten, wird aber getragen von allen denen, die die Gründe der Gewerbegerichtsmänner anerkennen, aber eine gewisse Scheu davor haben, kaufmännische Gehilfen und Arbeiter auf eine Stufe zu stellen.

Gerade an diese verhältnismäßig am schwächsten vertretene Richtung schließt sich der Gesetzentwurf an. Aber er macht der gewerbegerichtlichen Richtung ein ganz hervorragendes Zugeständnis, indem er bestimmt, daß an einem Ort mit Gewerbegericht dessen Vorsitzender in der Regel auch Vorsitzender des Kaufmannsgerichtes, und ferner die Einrichtungen für die Gerichtsschreiberei, den Bureaudienst, die Sitzungs- und Bureauräumlichkeiten gemeinsam sein sollen. Da nun für die 234 Orte des deutschen Reiches mit mehr als 20,000 Einwohnern ein Gewerbegericht gesetzlich vorgeschrieben ist, so wird dadurch in diesen — zumeist in Betracht kommenden — Orten in allem Wesentlichen ein Verhältnis geschaffen werden, das einem Gewerbegericht mit besonderer kaufmännischer Kammer beinahe gleichkommt. Wenn also die Regierungsvorlage in der Form einem gewissen Vorurteile entgegenkommt, so hält sie doch in der Sache eine so weise Mittellinie ein, daß höchstwahrscheinlich auch die Vertreter der gewerbegerichtlichen Richtung ihr zustimmen werden. Nimmt man noch dazu, daß auch gegenüber der Abneigung der Juristen, soweit sie den Ausschluß der Anwälte betrifft, ein Entgegenkommen möglich ist (wenigstens die Gewerbegerichte selbst sind gegenwärtig genügend erstarkt, um die Vertretung einer Partei durch einen Anwalt nicht mehr zu fürchten), so dürften die Aussichten der Vorlage äußerst günstig sein.

Jedenfalls ist nicht zu bestreiten, daß der Hauptzweck, um dessenwillen kaufmännische Gewerbegerichte verlangt worden sind, mit dieser Vorlage zu erreichen ist. Beinahe die Hälfte aller Streitigkeiten (44,3 Prozent) wird vor den Gewerbegerichten durch gütlichen Vergleich erledigt, während vor den Amtsgerichten nur etwa der achte Teil der Termine (12,4 Prozent) so endigt. Hiermit erweisen sich die Gewerbegerichte als eine Einrichtung des sozialen Friedens, und diese Einrichtung wird durch die Vorlage einer weiteren großen Bevölkerungsschicht zugänglich gemacht.

Ein Interview mit Baron Speck v. Sternburg.

Der zum deutschen Geschäftsträger in Washington ernannte Freiherr Speck v. Sternburg ist in Leipzig, wo er sich gegenwärtig aufhält, von einem Vertreter des „Leipz. Tagebl." interviewt worden. Baron Speck begann mit einer Auslassung über die amerikanische Presse. Er sagte:

„Die Presse soll vor allen Dingen korrekt informieren, das erleichtert die Aufgabe der Regierung." Das Urteil des Freiherrn über die amerikanische Presse war durchaus achtungsvoll. Er hält sie in ihrer Allgemeinheit für gar nicht so rücksichtslos, wie sie vielfach beurteilt wird. Die durchgängig noch jungen amerikanischen Journalisten der leitenden Blätter seien zwar außerordentlich energisch, aber auch zuverlässig. Ihr scharfer Verstand, vorzügliche wissenschaftliche Vorbildung und klares Urteil hätten ihn stets in hohem Grade gefesselt. In diesem Urteil verwochte ihn auch nicht die gerade eben bekannt gewordene und von mir vorgelegte Auslassung des „Commercial Advertiser" in Newyork zu beirren, in der behauptet wird, „daß einer offiziösen Information zufolge der deutsche Botschafter v. Holleben den Bemühungen gewisser Persönlichkeiten in Deutschland zum Opfer gefallen sei, die ihn schon seit längerer Zeit zu verdrängen suchten. Holleben und Freiherr Speck v. Sternburg seien lange schon Nebenbuhler gewesen. Dem ersteren glückte es einst, die Versetzung des Freiherrn nach Kalkutta zu erwirken, aber dessen Freunden in Berlin gelang es jetzt, die deutsche Regierung zu veranlassen, Holleben durch Sternburg zu ersetzen". Selbstverständlich ist kein Wort daran wahr," sagte Freiherr v. Sternburg. „Ich schätze im Gegenteil Herrn v. Holleben als ausgezeichneten Beamten von ganz hervorragender Intelligenz, dessen klare Auffassung schwieriger Verhältnisse ich immer beobachten konnte; es war mir stets ein Vergnügen, mit diesem eminenten Diplomaten zusammen zu arbeiten." Es sei im übrigen kein Wunder, wenn Herr v. Holleben, der bald 70 Jahre werde, einmal sich nicht elastisch genug fühle für die augenblicklich noch

Auf Korfu.

Von

Hermione v. Preuschen.

(Nachdruck verboten.) **Korfu**, im Januar.

Per aspera ad astra!

Der Unterwelt wären wir noch einmal entronnen, vielleicht, weil wir den Erzherzog an Bord trugen, den „Grafen Waldstein."

Und hier, im Schatten des Achilleon kann man alle Lebenswunden vergessen — für kurze Zeit wenigstens. Was sind alle Reize der Riviera, alle Schönheiten Dalmatiens, verglichen mit dem wonnigen „Korkyra", seinen milden, nervenstärkenden, balsamischen Lüften! Und die Bewohner sind ja noch „Phäaken", in ihrer gastfreien, gutherzigen Harmlosigkeit.

Schönere Frauen, mit malerischeren Haartrachten als auf Korfu sah ich noch nie. Auf, ihr Männer Europas, rüstet euch, sie zu besiegen! Und seine Anmut der Bewegungen und wie sie das weiße Musselintuch über den roten schwarzhaardurchflochtenen Puffenturban drapieren! Jede von ihnen gäbe sofort ein vollendetes Bild! Es ist nur aufregend für den Maler, denn das beste Bild bliebe noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Man fühlt sich hier, wie es im Reisebuch heißt, „schon näher der Heimat Aspasias". Die Stadt Korfu hat außer ihrer Lage, den malerischen Forts und der durch die Engländer seinerzeit angelegten Strada Marina, mit dem Blick auf die jetzt schneeroseubekränzten Albanischen Berge, wenig Bemerkenswertes.

Von der „Villa reale", mit üppigster Südvegetation und reizvollen Ausblicken auf die Stadt, gelangt man nach der Villenvorstadt Castrades, die an jener Stelle erbaut ist, auf der sich das antike Korkyra mit seinen Marmortempeln, Forum und Amphitheatern befand. Von dort durch uralten Olivenwald gelangt man zum Canone, einer alten Bastei, von der aus man den besten Blick auf die „Mäuseinsel", das versteinerte Schiff des Odysseus, genießt. Dies angebliche Modell zu Böcklins Toteninsel, ein malerisches, altes Kloster mit mächtigen Cypressengruppen, ist, dunkel wie der Tod, von all dem ringsum lachenden Glanz des Südens umschlossen.

Der poetischste Erdenwinkel aber auf der ganzen überraschend großen Insel ist Gasturi mit dem Achilleon der kaiserlichen Märtyrerin. Die Gerüchte, daß es von einer Spielbank gekauft worden sei, sind unbegründet; wohl aber erzählte mir der Direktor, daß Unterhandlungen mit einer Gesellschaft bestanden, die dort ein Sanatorium für die obersten Zehntausend errichten wolle.

Ein früherer Diener vom Schlosse hat dicht daneben, hoch an die Felsen gehängt, sein Schwalbennest, zur „bella vista". Dort haus' ich, rast' ich für kurze Wochen. Wenn der Abend verglüht, und die wilden griechischen Hunde in den Oelwäldern des Achilleon bellen, weiß ich, daß morgen unweigerlich der Regen kommt. Wenn sie aber bei schlechtem Wetter in die sinkende Nacht hinein heulen, dann leuchtet der nächste Morgen in goldenem Glanz. So feinbesaitet auf dieser schönheitsgesättigten Insel sind selbst die Hunde.

Keine Höhe hier weit und breit, die nicht Kaiserin Elisabeth wieder und wieder erklommen. Am häufigsten und am liebsten verweilte sie in der ursprünglich hier bestehenden Villa Braila, die sie dann verkaufte und — für acht Millionen Gulden das Achilleon aufrichten ließ.

Es webt wie Trauerflöre um das strahlendste Licht — hier hat sie ihre unstillbare Schönheitssehnsucht erfüllen wollen. Als Schloß und Park aber vollendet waren, verlor sie, wie ein echter Künstler, die Freude an ihrer Schöpfung. Ueberhaupt, sie wollte sie ganz anders, viel idyllischer, weniger repräsentativ, heimlicher gestalten. Der Bau und der Park aber wuchsen dann, gegen ihren Willen, immer mehr in die Breite.

Jeden Morgen war das erste der Kaiserin, sich zu wiegen. Wehe, wenn sie gewogen und zu schwer befunden ward! Dann aß sie noch weniger als sonst, denn sie wollte die Sylphidengestalt ihrer Mädchenjahre bis zum Ende behalten. Ganz einsam saß sie hier bei ihren Mahlzeiten — so einsam wie im Leben, im Denken, im Fühlen und Sterben. So einsam, wie im Grunde jeder Künstler. Ja, Elisabeth war eine Künstlernatur, und die poesieverklärte Erinnerung umfließt sie auch in allen menschlichen Zügen wie ein Heiligenschein. Diese Aureole liegt nun auch über den tausendjährigen, sturmgebeugten, moosbedeckten Olivenwäldern von Gasturi.

Meine Reisegenossen, die Pariser Maler, fühlen sich wohler im großstädtischen Hotel St. George in der Stadt, und der Erzherzog — „Graf Waldstein" — mit Sekretär und Jäger haust im Hotel d'Angleterre.

Auf der Spianata sieht man ihn täglich promenieren mit seiner unvermeidlichen Sturmfeder hinter dem Ohr auf der karrierten Reisemütze. Er fährt aber jetzt weiter nach Kairo, und der achttägige Aufenthalt hier war nur durch die Verspätung wegen des Sturmes verursacht. Dann hat Korfu für den internationalen Reisepöbel eine Attraktion weniger.

Freilich, in Gasturi haust noch ein anderer fizilianischer „Prinz", aber er ist geistesschwach und schläft im Heu.